

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-87134-797-9

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Helmut Lethen

Die Staatsräte

Elite im Dritten Reich: Gründgens,
Furtwängler, Sauerbruch, Schmitt

Rowohlt · Berlin

1. Auflage März 2018

Copyright © 2018 by Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin

Satz aus der Dolly

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 87134 797 9

Inhalt

Inhalt

Einleitung: Unheimliche Nachbarschaften

I. Der Staatsrat

Der große Abwesende

The Glorious Four im Dritten Reich

In den Nischen der Diktatur

Die Mittwochs-Gesellschaft

II. Geistergespräche

Erster Abend, September 1936 auf Gut Zeesen.

Gustaf Gründgens über den Schein

Unterbrechung: Schattenspiele

Zweiter Abend, Oktober 1937 in Carinhall. Carl Schmitt über den Feind

Unterbrechung: Lebensblindheit

Dritter Abend, August 1939, Villa am Wannsee.

Ferdinand Sauerbruch über Prothesen

Unterbrechung: Stalingrad, das Posthistoire der Nationalkonservativen, und die vier Staatsräte im Krieg

Vierter Abend, April 1943 in der Charité. Ferdinand Sauerbruch über den Schmerz

Unterbrechung: Zwischen Hitlers Wolfsschanze und Furtwänglers Konzertsaal

Fünfter Abend, Juli 1944 im Dirigentenzimmer der Staatsoper. Wilhelm Furtwängler über Gemeinschaft

III. Schreiben in Todeszellen

Schmitts Freund Johannes Popitz geht sachlich in den Tod

Werner Krauss erfindet die *kalte persona*

IV. Schleusen der Zukunft

Gestaute Zeit. Vier Entnazifizierungen und der
reuelose Göring

Die ehrenwerte Gesellschaft in der Niederlage

V. Geistergespräche

Sechster Abend, Juni 1955 in Düsseldorf. Gustaf
Gründgens über die Scham

Unterbrechung: Ein letzter Atemzug der Heroi-
schen Moderne

Siebter Abend, Juni 1963 in Plettenberg. Carl
Schmitt über die Entscheidung

Schluss: Die Zwitschermaschine

Literaturhinweise zu den Geistergesprächen

Literatur

Dank

Einleitung: Unheimliche Nachbarschaften

«Da sitzen sie in der Festsitzung der Deutschen Akademie, zu der Goebbels geladen hat. Die großen Dirigenten, die ordentlichen Professoren für Philosophie oder Physik, Ehrensenatoren noch aus den alten anständigen Zeiten, Pour-le-mérite-Träger der Friedensklasse, Reichsgerichtspräsidenten, kaiserliche Exzellenzen, Verleger, «erwünschte» Romanschreiber, Goethe-Forscher, Denkmalspfleger, Staatsschauspieler, Generalintendanten, der ehrbare Kaufmann, und alle ausnahmslos lassen das antisemitische Geschwätz des Ministers ruhig über sich ergehen.»

1943 rückt Gottfried Benn dieses Tableau deutscher Elite in den Blick. Als er den Bannfluch über die vor Goebbels versammelte Gesellschaft in seiner Schrift «Zum Thema: Geschichte» niederschreibt, ist er als Militärarzt in Landsberg an der Warthe stationiert. Nach der Niederlage in Stalingrad fällt er scharfe moralische Urteile, die er gemäß der nietzscheanischen Parole «Das Denken muss kalt sein, sonst wird es familiär» bisher stets vermieden hat:

«Sie alle ausnahmslos sehen die Lastwagen, auf die jüdische Kinder, vor aller Augen aus den Häusern geholt, geworfen werden, um für immer zu verschwinden: dieses Ministers Werk -: sie alle rühren die Arme und klatuschen (...).»¹

Ursprünglich sollte Benns Essay in den 1949 erschienenen Band «Ausdruckswelt» aufgenommen werden, wie einem Hinweis in der von Dieter Wellershoff herausgegebenen Gesamtausgabe zu entnehmen ist. «Doch wurden damals manche Bedenken wach; die Wunden schienen noch zu frisch. «Ich schleife Hektor nicht», hat Benn damals, sich den Bedenken beugend, gesagt. So fand er sich bereit, die Arbeit noch unveröffentlicht liegenzulassen.»² Die Gründe

für den Verzicht sind leicht nachzuvollziehen. Zu viele der Personen, auf die erkennbar angespielt wird, behaupteten weiterhin ihre Stellung.

Sie alle ausnahmslos, schreibt Benn, hätten ihre Empathie ausgeschaltet – die Grundlagenforscher der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, Max Planck vermutlich unter ihnen, wie auch die Mitglieder des 1933 von Hermann Göring neu gegründeten Preußischen Staatsrats: der Generalintendant der Preußischen Staatstheater Gustaf Gründgens, der kunstaffine preußische Finanzminister Johannes Popitz und Wilhelm Furtwängler, der die Berliner Philharmoniker mit seiner «Magie» bezaubert. Der Chirurg Sauerbruch fehlt auf Benns Tableau, er muss womöglich in der Charité operieren; der Staatsrechtler Professor Carl Schmitt fehlt ebenso, was nicht verwundert, denn Benn besucht während des Kriegs zuweilen Schmitts Vorlesung an der Berliner Universität – will er ihn schonen?

Die Schärfe der Beobachtung verdankt sich dem Umstand, dass Benn dem Schicksal der hier Versammelten nur um ein Haar entronnen ist. Er ist ein gebranntes Kind, hat wie andere Avantgardisten dem Kult des Bösen gehuldigt. 1933 hatte er den «nationalen Aufbruch» begrüßt, von Hitlers Machtübernahme eine «anthropologische Wende» erhofft, die aus dem Deutschen einen spartanischen Typ machen werde. Am Tag nach dem Reichstagsbrand hatte er einem Freund geschrieben: «Hier herrscht Angst und Schrecken in der Literatur (...), die Autoren sitzen in Prag und im Ottakringer Bezirk und erwarten das Vorbeigehen dieser Episode. Was für Kinder! Was für Taube. Die Revolution ist da und die Geschichte spricht. Wer das nicht sieht, ist schwachsinnig.»³ Im Rundfunk durfte Benn unter dem Titel «Der neue Staat und die Intellektuellen» die Emigranten verhöhnen. Schon im Juli 1933 aber wurden ihm die Mikrophone des staatlichen Rundfunks weggenommen, im darauffolgenden Winter strich man ihn von der Liste der Ärzte,

die besondere Atteste ausstellen durften. Die farbigen NS-Halluzinationen seiner Essays von «Züchtung» bis zur «Dorischen Welt», die ihn von den tatsächlichen politischen Ereignissen fernhielten, wurden bald vom grauen Alltag absorbiert. Er hatte sich als nützlicher Idiot des Umsturzes erwiesen. Nun war er dem NS-Staat ausgeliefert.

Benn reagiert zunehmend mit Berührungsekel. Ende 1934 ist für ihn die Rückkehr in die «kalte Formenwelt» des Militärs ein letzter Ausweg. Als die Angriffe der SS beginnen, bewirbt er sich als Sanitätsoffizier in der Reichswehr. Seinen Rückzug begreift er als «aristokratische Form» der Emigration – die Uniform vermindert die Berührungsangst in Kollektiven, der Titel des Oberstabsarztes verspricht ein wenig Isolation. Losgerissen von den Resonanzräumen, die der Rundfunk für ihn geschaffen hat, getrennt von den literarischen Zirkeln und jüdischen Freundinnen und Freunden, entwickelt der Oberstabsarzt Benn im Austausch mit Geliebten seine ätzende Kritik an der Kultur des Dritten Reichs. Am 4. April 1937 schreibt er an eine Freundin: «Ich betrachte ausnahmslos u. alles, was ich irgendwo aus deutschen Gehirnen gedruckt sehe, von vornherein für allerletzten Dreck. Was heute Lizenz der Schriftleiter u. Lektoren passiert, muß Dreck sein (...). Heute hat überhaupt nur Zweck, mit ganz gefährlichen, rücksichtslosen, brutalen Mitteln vorzugehen, wenn man sich geistigen Fragen nähert. Was nicht direkt ins KZ Lager führt, ist albern.»⁴ Lebensgefährliche Sätze.

In das Klima der Akklamation haben sich die Staatsräte unter den Festgästen, die Benn 1943 geißelt, integriert. Jetzt rächt sich der Dichter mit seiner Schmähung.

Als der Preußische Staatsrat im September 1933 unter dem Vorsitz Hermann Görings neu gegründet wurde, waren von den vier Staatsräten, auf die sich dieses Buch konzentrieren wird, nur der Dirigent Wilhelm Furtwängler und der Staats-

rechtler Carl Schmitt anwesend. Warum man die beiden für das Ehrenamt auserwählt hatte, ist leicht ersichtlich.

Anlässlich der Eröffnung des Reichstags am 21. März 1933 dirigierte Wilhelm Furtwängler zum festlichen Ausklang des Tages in der Preußischen Staatsoper die «Meistersinger von Nürnberg».⁵ Adolf Hitler war so begeistert, dass er Furtwängler schon nach dem ersten Akt in seine Loge bat, wo er ihm für dieses musikalische Fest der nationalen Wiedergeburt dankte. Göring konnte bei der Ernennung des damals schon weltberühmten Dirigenten zum Staatsrat also mit der Zustimmung des Führers rechnen. Als SA-Leute im Februar gegen den «kulturbolschewistischen Tannhäuser» des Dirigenten Otto Klemperer vorgegangen waren und Furtwängler daraufhin energisch gegen die Vertreibung jüdischer Musiker protestierte, hatte man ihn gewähren lassen. In seinem Konzept zur «Judenfrage im Musikleben» schrieb er 1933: «Den Hebel da ansetzen, wo er angesetzt werden muß – in der Meinungsmache der j(üdischen) Presse. (...) Außerdem gehören alle tendenziösen Judenschreiberlinge entfernt, soweit es geht. Aus aller Verwaltung gehören sie heraus, in freien Berufen, soweit ungewöhnliches Können vorliegt, müssen sie geschützt werden. Konzertleben ohne sie ist jedenfalls nicht möglich, ohne Operation, die mit dem Tode des Patienten endigen würde.»⁶ Furtwängler war, wie sein Biograph Eberhard Straub bemerkt, «so weltklug, sich an die klassische Regel Machiavellis zu halten, sich nie den möglichst freien Zugang zum Machthaber zu versperren».⁷

Auch Carl Schmitt erfreute sich einer großen Reputation, zu der ihm paradoxerweise auch einige seiner jüdischen Schüler verhalfen, die nach 1933 ins Exil gezwungen wurden. Einer von ihnen, Waldemar Gurian, heftete ihm den Titel «Kronjurist des Dritten Reiches» an. 1932 hatte Schmitt vor dem Staatsgerichtshof in Leipzig im Prozess um den sogenannten «Preußenschlag» Aufsehen erregt. Im Zuge

einer Notverordnung war die sozialdemokratisch geführte Regierung des Freistaats Preußen durch einen Reichskommissar ersetzt worden. Schmitt vertrat das Reich gegen die Regierung Preußens und begründete erfolgreich die Verfassungsmäßigkeit des Staatsstreichs. Unter Juristen wurde die Entscheidung kontrovers diskutiert; Schmitts Plädoyer aber galt als Kabinettsstück der Jurisprudenz. Ein Jahrzehnt lang hatte sich Schmitt für die Diktaturgewalt des Reichspräsidenten eingesetzt, nun war er im wichtigsten Prozess der Weimarer Republik als dessen Anwalt aufgetreten. Damit hatte er den Höhepunkt seiner öffentlichen Wirksamkeit erreicht.⁸ Er begriff seine juristische Intervention als ersten Schritt gegen die Weimarer «Fehlkonstruktionen»⁹ und eröffnete eine Serie von Publikationen, die die «Weiterentwicklung des totalen Staats in Deutschland» fördern sollten.¹⁰

Die spätere Verleihung des Staatsratstitels an den Chirurgen Ferdinand Sauerbruch und den Schauspieler Gustaf Gründgens war, an den Normen des NS-Staats gemessen, weniger erwartbar.

Sauerbruch wurde 1934 zum Preußischen Staatsrat ernannt. Er war der letzte Leibarzt Paul von Hindenburgs, der im selben Jahr verstarb. Als Wegbereiter der modernen plastischen Chirurgie und der Thoraxchirurgie war er weltberühmt. Für Hitler war er kein Unbekannter; Sauerbruch hatte seinerseits den Starredner der Rechtsradikalen bereits 1920 in München kennengelernt. Der Chirurg hatte das tödliche Attentat auf Kurt Eisner, den Führer der bayerischen Räterepublik, begrüßt und die Verletzten des Hitler-Putsches von 1923 in seiner Klinik behandelt. Bei Machtantritt der Nationalsozialisten war er achtundfünfzig Jahre alt.

Um 1930 hatten Sauerbruch und seine Frau Ada eine Villa in der Koblanckstraße am Wannsee erworben. Auf dem Grundstück befand sich ein Pferdestall, was Sauerbruch als

passioniertem Reiter sehr gelegen kam; er war oft hoch zu Ross auf der Straße zu sehen. Bei Ausritten begegnete er häufig seinem Nachbarn Max Liebermann, mit dem er sich bald anfreundete. 1932 wurde Sauerbruch von ihm porträtiert. Trotz der Repressalien, denen sich der jüdische Liebermann zunehmend ausgesetzt sah, blieb die freundschaftliche Beziehung der Nachbarn bestehen. Nach Liebermanns Tod im Jahr 1935 nahm Sauerbruch am Trauerzug in Berlin teil.

Am 8. Februar 1933 hielt Sauerbruch im Auditorium der Münchener Universität einen Vortrag mit dem Titel «Universität und Volk», in dem er seine Hoffnung zum Ausdruck brachte, der neue Staat werde die Entfremdung zwischen Volk und Universität überwinden. Im Herbst 1933 versprach er sich von der «deutschen Revolution» eine «Erneuerung deutscher Wesensart» und begründete das «Recht der Regierung zu eiserner Unerbittlichkeit».¹¹ Die Ernennung zum Staatsrat lag also dennoch nahe. Sauerbruch nahm sie unter der Bedingung an, nicht Mitglied der NSDAP werden zu müssen.

Gustaf Gründgens Ernennung 1936 war die unwahrscheinlichste, da er bei den Nazis den Ruf hatte, ein «Kulturbolschewist»¹² zu sein. Hermann Göring aber war 1932 von Gründgens' Darstellung des Mephisto tief beeindruckt gewesen, und so bat er den Schauspieler zu Beginn des Jahres 1934, die Leitung der Preußischen Staatstheater zu übernehmen. Im September wurde Gründgens Intendant. Zur Verblüffung der Theaterleute war der neue Prinzipal pflichtbesessen, geschäftskundig wie ein Bankier und sorgfältig wie ein Buchhalter.¹³ Als Profiteur der nationalsozialistischen Wende zog er sich den Zorn der emigrierten Freunde zu. Er galt als «Görings Spielzeug».¹⁴ Klaus Mann beschrieb ihn 1936 in seinem Roman «Mephisto» als «Clown zur Zerstreuung der Mörder».¹⁵ Auch die Angriffe auf Gründgens mögen Göring dazu bewegt haben, den

aufgrund seiner homosexuellen Freundschaften gefährdeten Künstler durch die Verleihung des Staatsratstitels unter seinen persönlichen Schutz zu nehmen. Zwei-, dreimal im Jahr ließ sich der Generalintendant in die Schorfheide chauffieren, wo sich sein Mentor am Großdöllner See, umgeben von Jagdgebieten mit grasenden Wildpferden, Wisenten und Elchen, die Luxusresidenz Carinhall hatte erbauen lassen.

Dieses Buch soll durch unheimliche Nachbarschaften der Festgesellschaft führen, die Benn 1943 geschildert hat. Vier Männer der im Lande verbliebenen Kulturelite stehen im Mittelpunkt: Furtwängler, Schmitt, Gründgens und Sauerbruch wurden als Ikonen mit internationaler Reputation in die Riege prominenter Nazis eingegliedert. Sie sollten den Ruf entkräften, das Dritte Reich sei ein Rückfall in die Barbarei. Ein aufsehenerregender Schachzug der Propaganda.

Für die vier ehrenwerten Staatsräte bildete das Dritte Reich eine Umwelt, in der sie ihre Prunksucht ausleben und sich lustvoll an der Macht festsaugen konnten. Hier wurden ihre herrschsüchtigen und selbstverliebten Neigungen, aber auch ihre aggressiven oder widerständigen Möglichkeiten ausgereizt. Hier spielten sie ihre Hellsicht in Zynismen aus, verbargen ihre Sanftheit und verfolgten die Perversionen ihres Ordnungstriebes. Man erlebt, wie sich die vier zuweilen in ihren Disziplinen, Sprachspielen ihres Berufs oder privaten Obsessionen so verkapseln, als gäbe es das Dritte Reich nicht.

Nach dem Krieg ging von jedem der vier Staatsräte weiterhin eine große Faszination aus. Lässt sich an diesen Idolen der frühen BRD der Zusammenhang von luzider Theoriebildung und Lebensblindheit erklären? Findet der Hochmut ihres Scharfsinns eine Entsprechung in ihrem Mangel an sozialer Empathie? Sind ihre Phantasien des Wi-

derstands nur Begleiterscheinungen der faktischen Komplizenschaft? Ihr Schicksal: Sie wollten ihr Leben führen – und wurden geführt.

Gottfried Benn bleibt im Buch der unsichtbare Beobachter des brillanten Quartetts; der preußische Finanzminister Johannes Popitz, wahrscheinlich Erfinder des NS-Staatsrats und den vieren freundschaftlich verbunden, ist bis zu seiner Hinrichtung als Hochverräter gespenstisch präsent; Ernst Jünger interveniert als Skeptiker; mit Werner Krauss wird das Schicksal eines Intellektuellen der Zwischenkriegszeit vergegenwärtigt, der traumverloren in die Widerstandsgruppe «Rote Kapelle» gerät und, auf seine Hinrichtung wartend, ein Buch über den spanischen Jesuiten Baltasar Gracián schreibt, mit dessen «Handorakel» alle vier Staatsräte vertraut sind.

Ich konnte kein Dokument finden, das bezeugt hätte, dass sich Gründgens, Furtwängler, Sauerbruch und Schmitt jemals zu viert getroffen haben. Umso reizvoller war es, ihre Treffen zu erfinden. An Originaltönen herrscht kein Mangel, aber die Fiktion spricht lauter. Einbildungskraft setzt das Wechselspiel von Transparenz und Dunkelheit im Austausch der vier in Szene, wirft Licht in die toten Winkel ihrer Weltanschauung und versieht ihre Charaktere mit einem Körperbau, wie man eine Beigabe ins Grab der Toten legt. Vier Staatsräte erhalten die Gelegenheit, die «Scham im Ofen des Bösen zu verbrennen»¹⁶.

Im Juni 2016, während ich an diesem Buch arbeite, lese ich im Wiener «Kurier», dass in München Objekte aus der Sammlung des amerikanischen Arztes John K. Lattimer unter den Hammer kommen. Er war es, der die Leiche von Hermann Göring nach dessen Selbstmord untersucht und den Messingbehälter, in dem der Reichsmarschall das Zyankali versteckte, an sich genommen hatte. Der Rufpreis des Behälters wird auf fünfundzwanzigtausend Euro ge-

schätzt. Später lese ich, dass Major von Brauchitsch, einer von Görings Adjutanten, Gustaf Gründgens im Januar 1944 für alle Fälle eine Kapsel mit Zyankali angeboten hat. Auch andere Objekte werden versteigert: etwa Teile der Stricke, mit denen der Österreicher Ernst Kaltenbrunner, letzter Chef des Reichssicherheitshauptamts, und andere Nazigrößen am 10. Oktober 1946 in Nürnberg hingerichtet wurden.

Überreste der Täterwelt zirkulieren auf dem Marktplatz der Gegenwart.

I.

Der Staatsrat

Der große Abwesende

Im ganzen Land ist geflaggt. Kultusminister Bernhard Rust hat schulfrei gegeben. Am Freitag, dem 15. September 1933, findet in der Aula der Berliner Universität die feierliche Eröffnung des neuen Preußischen Staatsrats statt. Die öffentlichen Amtsgeschäfte werden für die Dauer der Zeremonie unterbrochen, damit Beamte, Angestellte und Arbeiter an den Rundfunkgeräten den «geschichtlichen Akt in der preußischen Staatsentwicklung» verfolgen können.¹⁷

Die Schlagzeile des «Völkischen Beobachters» wird am darauffolgenden Tag von einem «Wendepunkt im preußischen Staatsleben» künden.¹⁸ «Wenn heute die Glocken läuten (...), ist das ein sichtbares Zeichen dafür, welchen Wert die neue Staatsführung auf die Schöpfung des Preußischen Staatsrats legt», meldet die «Vossische Zeitung» in ihrer Morgenausgabe.¹⁹ Auch in der «Frankfurter Zeitung» liest man eine Eloge auf den Gründungsakt: «Über die schöne Barockfassade der neuen Aula am Kaiser-Franz-Joseph-Platz, in der um 11 Uhr der feierliche Staatsakt zur Eröffnung des Preußischen Staatsrats stattfand, waren wie lange Bänder preußische und Hakenkreuzfahnen gespannt.»²⁰ Der «Völkische Beobachter» wiederum berichtet: «Überall das gleiche Bild – eine harrende Menschenmenge, Kopf an Kopf, gebändigt in ihrer Begeisterung durch die Sperrketten der SA. Sturmflaggen flattern, oft bauscht sich ein Trauerflor um die Fahnen spitzen. Die jüngsten Fahnen Preußens erzählen ihre Geschichte. Die Musik reißt nie ab, von Kapelle zu Kapelle gleiten die Melodien. – Der Weg der preußischen Staatsräte gleicht einem Triumphzug.»²¹ Die «Frankfurter Zeitung» stimmt in den Jubel ein und verzeichnet mit rückhaltloser Empathie die Initiationsriten der Gründungsfeier: «Kurz vor 10 ½ erscheint das preußische Kabinett, von Heilrufen begrüßt. Im

ersten Wagen fahren Ministerpräsident Göring zusammen mit Stabschef Röhm, SS-Führer Himmler und Finanzminister Popitz folgen in weiteren Wagen unter den Klängen des Präsentiermarsches. In einem ersten Ritual wird die neue Fahne der preußischen Schutzpolizei – auf grünem Grund der schwarze Adler – dem Heer der ‹Blutfahnen› der nationalsozialistischen Bewegung eingefügt. Das grüne Fahnentuch wird in magischer Berührung mit der ‹Blutfahne› geweiht: ‹Der Mann kann fallen, die Fahne nie!› Fanfaren schmettern, als Göring an der Spitze der Staatsräte in die Aula einzieht, er hat das einfache braune Amtskleid der SA angelegt.»²²

Das gesamte diplomatische Korps, die Reichsminister und die Staatsminister der Länder wohnen dem Staatsakt bei. Unter den neuen Mitgliedern des Staatsrats überwiegt «die Fülle der Braunhemden» das «Schwarze des Gehrocks».²³ Die Staatsräte werden von Göring auf ihre Aufgaben eingeschworen, erheben die Hand zum Schwur. Dann ruft Göring die einzelnen Staatsräte namentlich auf, um ihnen die Berufungsurkunde zu überreichen. Alle Zeitungen berichten von der tiefen Ergriffenheit, die die Versammlung erfasst, als Hermann Göring die Festansprache hält.

Der preußische Staatsrat war in der Zeit der Weimarer Republik ein Vertretungsorgan der preußischen Provinzen gewesen, eine Zweite Kammer in Preußen. Er hatte beratende Gesetzgebungsbefugnis; gegen Ende der Weimarer Republik war Konrad Adenauer als Vertreter Rheinpreußens Vorsitzender. Im Mai 1933 nahm Hermann Göring als neuer Ministerpräsident Preußens die Umgestaltung des Staatsrats vor. Er entließ die alte Belegschaft und ernannte den Stabschef der SA Ernst Röhm, den Reichsführer SS Heinrich Himmler, die Gauleiter der NSDAP in Preußen und seine Staatssekretäre zu Mitgliedern des Rats. Außerdem

wählte er Vertreter der Kirchen und der Wirtschaft, der Wissenschaft und der Künste aus, um ihnen dieses Amt anzutragen.²⁴ Das Militär war unterrepräsentiert.

Der «Westdeutsche Beobachter» widmete den Berufungen schon am 12. Juli 1933 unter der Schlagzeile «Kölner Universitätsprofessor Dr. Carl Schmitt in den Preußischen Staatsrat berufen» mehr als die Hälfte der Titelseite. Auch ein Foto des neuen Ratsmitglieds war zu sehen.²⁵ Schmitt selbst begründete die Umbildung des Staatsrats bald darauf in seiner Broschüre «Staat, Bewegung, Volk»: «Zu dem neuen, für den nationalsozialistischen Staat artbestimmenden Führergedanken gehört als natürliche Ergänzung die Einrichtung eines Führerrats. Dieser steht dem Führer mit Rat, Anregung und Gutachten zur Seite; er unterstützt und fördert ihn, hält ihn mit der Gefolgschaft und dem Volk in lebendiger Verbindung, aber er kann dem Führer keine Verantwortung abnehmen (...). Führer und Führerrat (...) haben in dem Preußischen Staatsrat, dem großen konstruktiven Werk des preußischen Ministerpräsidenten Göring, die erste anschauliche und vorbildliche Gestalt gefunden.»²⁶

Welchen Grad von sachlicher Kompetenz der mit dem Gesetz vom 7. Juli 1933 neu geschaffene Staatsrat für sich beanspruchen durfte, lässt sich der Liste der Mitglieder im September 1933 entnehmen:

Bischof Wilhelm Berning, Gutsbesitzer Ernst Brandes, Gauleiter Helmuth Brückner, Staatssekretär Bruno Claussen, SS-Gruppenführer Kurt Daluege, Minister Walther Darré, SS-Sonderkommissar Georg von Detten, SA-Gruppenführer Karl Ernst, Gauleiter Friedrich Karl Florian, Gauleiter Albert Forster, Staatssekretär Roland Freisler, Professor Arndt von Freytag-Loringhoven, Staatskapellmeister Wilhelm Furtwängler, stellvertretender Gauleiter Arthur Görlitzer, Rechtsanwalt und Notar Rüdiger von der Goltz, Staatssekretär Ludwig Grauert, Gauleiter Josef Grohé,

Oberpräsident Carl von Halfern, SA-Obergruppenführer Edmund Heines, Oberpräsident Philipp Prinz von Hessen, Reichsführer der SS Heinrich Himmler, SA-Obergruppenführer Dietrich von Jagow, Oberbürgermeister a. D. Karl Jarres, Gauleiter Rudolf Jordan, Gauleiter Wilhelm Karpenstein, Minister Hanns Kerrl, Gauleiter Erich Koch, Gauleiter Wilhelm Kube, Oberpräsident z. D. Wilhelm Kutscher, Staatssekretär Paul Körner, Staatssekretär Friedrich Landfried, Stabsleiter der PO der NSDAP Robert Ley, General a. D. Karl Litzmann, SA-Obergruppenführer Karl-Siegmund Litzmann, Gauleiter Hinrich Lohse, SA-Obergruppenführer Viktor Lutze, SA-Obergruppenführer Max Luyken, Generalfeldmarschall August von Mackensen, Landesbauernführer Wilhelm Meinberg, Oberpräsident Kurt Melcher, Reichsjungstahlhelmführer Elhard von Morozowicz, Landesbischof Ludwig Müller, Ministerialdirektor Erich Neumann, SA-Brigadeführer August Wilhelm Prinz von Preußen, Minister Johannes Popitz, Bankdirektor Friedrich Reinhart, SA-Stabschef Ernst Röhm, Minister Bernhard Rust, mehrfacher Aufsichtsratsvorsitzender Anton Schifferer, Professor Carl Schmitt, Minister Kurt Schmitt, Reichsleiter Walter Schumann, SS-Gruppenführer Siegfried Seidel-Dittmarsch, Gauleiter Gustav Simon, NSDAP-Landesführer Alois Spaniol, Staatskommissar Albert Stange, stellvertretender Gauleiter Peter Stangier, Bankdirektor Emil Georg von Strauß, Staatssekretär Wilhelm Stuckart, Gauleiter Otto Telschow, Gauleiter Josef Terboven, Aufsichtsratsvorsitzender Fritz Thyssen, Vizeadmiral a. D. Adolf von Trotha, SA-Obergruppenführer Curt von Ulrich, Erbhofgerichtspräsident Gustav Wagemann, Gauleiter Josef Wagner, Gauleiter Karl Weinrich, SS-Gruppenführer Fritz Weitzel, Geheimer Regierungsrat Theodor Wiegand, Staatssekretär Werner Wilkens, SS-Gruppenführer Udo von Woysch.

In der «Unterhaltungsbeilage» des «Völkischen Beobachters» erschienen am 16. September 1933 fünfundsechzig Porträtfotos der neu ernannten Staatsräte.²⁷ Vielleicht lässt sich diese Bilderreihe als «Übungsatlas» zur «Schärfung der physiognomischen Auffassung» nutzen. Eben dazu wollte Walter Benjamin einmal die Porträtfotos von August Sander heranziehen.²⁸ Sander hatte die Personen allerdings in den Aktionsradien ihrer Berufe fotografiert: die Sekretärin im Sekretariat mit Schreibutensilien, den Konditor mit dem Rührkessel in der Backstube, den Handlanger unter der Last von Ziegelsteinen, die auf seinen Schultern ruhen. Die Passfotos der Staatsratsseite setzen dagegen der physiognomischen Übung enge Grenzen: Sie sind durch Namen, Titel und Berufsbezeichnung, die ihnen beigegeben sind, fixiert. Wir sehen nur fünfundsechzig im Archiv verwitterte Köpfe auf brüchigem Zeitungspapier, ein Schneetreiben von Physiognomien, passgerecht standardisiert und im Bruchteil einer Sekunde eingefroren. Schon angesichts der aus der Mode gekommenen Frisuren darf man vermuten: Diese Männer sind alle tot. «Sie tragen ihre Leichenstarre zur Schau wie ein Komiker sein Hütchen», bemerkte der Kunstwissenschaftler Rudolf Arnheim einmal zu den Physiognomien, die George Grosz dem Bürgertum abgewann.²⁹ Und so ist es schwierig, einzelne Figuren mithilfe der Physiognomik zu charakterisieren: SS-Gruppenführer Daluge sieht in die Kamera, als wäre sie der Feind; SA-Gruppenführer Karl Ernst gibt sich gnadenlos. Sind es selbst gewählte Charaktermasken? Generalfeldmarschall von Mackensen posiert in Husarenuniform und wirkt wie ein Museumsstück; Stabschef Ernst Röhm hat sich gefällig mit Po-Scheitel ablichten lassen; Staatssekretär Dr. Roland Freisler fällt aus der Reihe, meidet Augenkontakt.

Konzentrieren könnte man sich auf physiognomische Einzelheiten, die zeitgenössische Handbücher herausstellen,³⁰ doch auch damit käme man nicht weit. Sind die Lip-

pen hart, kalt oder geschweift, wirken sie wie der Pfeil, der kraftlos vor dem Ziel niedersinkt, oder fest aufeinandergepresst, wie man die Brennnessel fest anfassen muss, wenn man sie nicht spüren will? Ironiker mit gekräuselter Oberlippe sind nicht zu finden, nur die messerschneidedünnen Lippen der Grausamen, wenn man Rückschlüsse von Funktionsbezeichnungen auf den Charakter zulässt. Wirken die Augenhöhlen wie eine kompakte Mauer, ist laut Physiognomiehandbuch ein Ahnungsloser zu vermuten, tief liegende Augen lassen auf Späher oder Scharfschützen schließen. Grüblerisch Veranlagte mit herabgesenkten Augenbrauen sind nicht zu entdecken. Zornige, deren Augenbrauen sich an der Nasenwurzel herabziehen, müsste es mehr geben.

In der zweiten Reihe neben Bischof Berning: Furtwängler, aufrecht wie ein Zinnsoldat. In der fünften Reihe, neben Fritz Thyssen als leutseligem Vertreter der Wirtschaft, Professor Carl Schmitt – lächelt er sibyllinisch? Jeder Kopf ist eine Frage, solange man die Geschichte der Person nicht kennt. Der Fahndungsblick des Rassenkundlers wird es einfacher gehabt haben: Profile, die dem jüdischen Stereotyp entsprachen, sind verständlicherweise nicht zu finden, das Spektrum des «nordischen» Typs ist dagegen erstaunlich, ja grotesk.

Eines zeigt die Versammlung der Günstlinge sehr deutlich: Die Erwartung, hier könne sich «eine Stätte sachlichen Erörterns von Verwaltungsfragen und damit ein Gegengewicht gegen den Parteibetrieb bilden», auf die sich Carl Schmitt in seiner Nürnberger Rechtfertigung berief,³¹ war von Anbeginn zum Scheitern verurteilt. «Dass Hitler und Göring wirklich sachliche und expertokratische Beratung durch «neutrale Größen» suchten und sich staatsethisch dem Wohle des Ganzen verpflichtet fühlten», konnte Schmitt nicht ernsthaft annehmen.³² Die Berichte über die Eröffnungsfeier belegen, dass rationale Konzepte des

Staats, deren Umsetzung sich Presseorgane wie die «Vossische Zeitung» (der Staatsrat, so hieß es dort, stelle «die erste große Übertragung des Führerprinzips in den verfassungsmäßigen Staatsaufbau dar»³³) und wahrscheinlich auch Finanzminister Popitz und Carl Schmitt erhofften, schon am 16. September 1933 im Trichter magischer Rituale mit «Blutfahnen» versanken. Aus den Mitgliedern des Staatsrats, als «Gefolgschaft» eingeschworen, war ein Funke der «strengsten Sachlichkeit», die Schmitt ihnen zubilligte,³⁴ schwer zu schlagen.

Von den *Glorious Four*, auf die sich dieses Buch konzentriert, werden in den Berichten nur Professor Carl Schmitt und Staatskapellmeister Wilhelm Furtwängler genannt. Ferdinand Sauerbruch kommt, wie eingangs erwähnt, 1934 dazu, Gustaf Gründgens erst 1936. Die Liste der Mitglieder zeigt, in welch illustrem Milieu man sich als Staatsrat befand; umso erstaunlicher, dass Carl Schmitt auf den verliehenen Titel so stolz war. Noch 1951 trug er in sein Tagebuch ein: «Für drei Dinge danke ich Gott: Erstens, dass ich ein Mensch bin und kein Tier. Zweitens, dass ich ein Mann bin und keine Frau. Drittens, dass ich preußischer Staatsrat bin und kein Nobelpreisträger.»³⁵

Zur Rechtsstellung aller Staatsräte gehörte es, dass Göring persönlich für sie einstand. In der Ernennungsurkunde wurde förmlich festgehalten, dass er seinen besonderen Schutz zusicherte. Für zwei von den vieren sollte diese Schutzklausel lebenswichtig werden. Allerdings hinderte sie Göring nicht daran, im Juni 1934 drei Mitglieder des Staatsrats ermorden zu lassen: neben Ernst Röhm den SA-Gruppenführer Karl Ernst und den SA-Obergruppenführer Edmund Heines. Der preußische Ministerpräsident konnte die Staatsräte ihres Amtes entheben, wenn er ihnen «die Anerkenntnis unverletzter Ehrhaftigkeit oder eines der Würde des Staatsrats entsprechenden Verhaltens» versagte.³⁶ Der offiziellen Amtsenthebung bedurfte es nicht,

der Führerstaat konnte die Staatsräte ohne vorherige Begründung umbringen lassen.

Görings Staatsrat tagte insgesamt nur viermal: zweimal im Jahr der Gründung, am 16. September und am 12. Oktober, einmal im Jahr darauf, am 18. Juni, und das letzte Mal im Jahr 1936, am 5. März. Abstimmungen fanden nicht statt; Göring wollte Verfahren vermeiden, die an Gebräuche des Parlamentarismus erinnerten. Vor seiner Ortsgruppe Köln-Braunsfeld hielt Schmitt fest, dass dieses autokratische Verfahren die «strengste Sachlichkeit» der Beratung garantiere. Erst der Ausschluss der Öffentlichkeit und der Wegfall der Abstimmungsrituale würden klare Entscheidungen ermöglichen – die ohnehin «allein beim Führer» lägen.³⁷ Der Preußische Staatsrat solle ein Organ des Führerstaats sein. Nur: Der Führer hatte ihn offenbar nicht nötig. Er fehlte denn auch bei der feierlichen Eröffnung. Seine Abwesenheit konnte indes niemanden überraschen. Kurz vor Gründung des Staatsrats hatte Hitler auf dem Nürnberger Parteitag verkündet, dass die NSDAP nicht der «Konservator» der Länder in einem föderalen Staat, sondern ihr «Liquidator» sein werde.³⁸

Die triumphale Eröffnungsrede Hermann Görings gleicht darum in vielen Passagen einem Eiertanz. Zu offensichtlich kollidierte die Gründung seines Staatsrats mit der Idee des Führerstaats, und so beendet Göring die Rede mit einer beschwörenden Formel: «Der Preußische Staatsrat ist eröffnet, er ist eröffnet mit dem Rufe: dem Führer unseres Volkes, des Reiches Kanzler ein dreifaches Sieheil.»³⁹

Göring lässt, wie die «Frankfurter Zeitung» berichtet, seinem Temperament freien Lauf, und er verflucht noch einmal die schwarze Zeit des Parlamentarismus, in der die «Feigheit der Zahl und die Anonymität der Majorität» herrschten. Die Gründung des Staatsrats besiegele die «Todesstunde des Parlamentarismus». Daran zu erinnern sei nötig; denn «die letzten Monate sind wie im Fluge vergan-

gen. Schon fast vergißt das leicht vergessende Volk, was vor wenigen Wochen war.» Jetzt soll der Staatsrat als «Binglied» das Volk zur Mitarbeit heranziehen. «Der Staatsrat, so wie er heute ist, darf ich sagen, ist mein eigenes Werk.» Aber er sei auf dem «Prinzip des Führers» aufgebaut. Die Verantwortung trage er, Göring, allein – er sei dazu von seinem Führer berufen worden.

Die Staatsräte stimmten, wie die «Frankfurter Zeitung» mitteilt, begeistert in die Heilrufe auf den Führer ein. Sie erhoben sich und sangen, den rechten Arm zum Hitlergruß erhoben, die erste Strophe des Deutschlandlandlieds und das Horst-Wessel-Lied – wobei Furtwängler die «Gefolgschaft» um Haupteslänge überragte. «In erster Linie», so der Bericht der Zeitung, versammelte der Staatsrat «Herren, die durch ein Jahrzehnt hindurch Kampfkameraden gewesen waren».⁴⁰

Über die praktische Arbeit des Staatsrats wissen wir fast nichts.⁴¹ Archivbestände, die den Gang der Beratungen dokumentieren, sind nicht erhalten. Die Hauptarbeitsleistung des Staatsrats war die Verfassung der Preußischen Kommunalgesetze im Dezember 1933. Ansonsten zeigt die große Resonanz seiner Gründung in der Presse, welchen Schein er erweckte: Der Staatsrat sollte den Erhalt eines preußischen Staatsgedankens garantieren. Neben dieser symbolischen Funktion lag, pragmatisch gesehen, das größte Verdienst des Rats darin, dass er die Eingliederung Preußens in das Dritte Reich erleichterte. Da Preußen bald kein Staat im alten Sinne mehr war, sondern nur noch ein Verwaltungskomplex, war sein Bestandsrecht ohnehin beschränkt. Seine Tätigkeit endete, wie oben angedeutet, im Frühjahr 1936. Wurde er offiziell aufgelöst? Er wurde einfach nicht mehr einberufen.

Die Idee, die Tradition des Preußischen Staatsrats fortzusetzen, um die Bewegung der NSDAP an die Tradition einer staatlich gerahmten Verfassung zu binden,⁴² stammte

wahrscheinlich von Johannes Popitz, dem preußischen Finanzminister. Popitz wollte einen einheitlich gegliederten Staat schaffen, der «sich mit der Zeit den Gesetzen wahrer Staatlichkeit fügen müsse».⁴³ Er scheint tatsächlich zwei Jahre lang die Hoffnung gehegt zu haben, er könne Göring «zum Staatsmann erziehen und dann durch ihn dem Regime die Giftzähne ziehen».⁴⁴ Wenn es sich dabei um eine nachträgliche Rechtfertigung handeln sollte, könnte diese Version zur «Staatsrat-Legende»⁴⁵ gehören, die Carl Schmitt bei seinen Verhören in Nürnberg in die Welt setzte. Schmitt rückte dort Göring als Vater des Staatsrats ins Zentrum der Aufmerksamkeit und versuchte mit diesem Manöver, von seiner eigenen Rolle als Komplize von Hans Frank abzulenken, der später als Generalgouverneur im besetzten Polen durch besondere Grausamkeit auffiel («Wenn wir den Krieg einmal gewonnen haben, dann kann meinetwegen aus den Polen und Ungarn und dem, was sich hier herumtreibt, Hackfleisch gemacht werden»⁴⁶) und in Nürnberg hingerichtet wurde. Ganz aus der Luft gegriffen scheint der Gedanke, die wilde Bewegung durch den Staatsrat zähmen zu können, allerdings nicht zu sein. Selbst der «Völkische Beobachter» hatte den Staatsrat am 16. September 1933 als «Grundstein für die neue Staatsverfassung im Dritten Reich» gepriesen.

Das Abendblatt der «Frankfurter Zeitung» überrascht am 17. September auf der Titelseite mit zwei gleichrangigen Schlagzeilen. Auf der rechten Hälfte der Seite wird unter der Überschrift «Die erste Staatsratssitzung in Potsdam» von der Zusammenkunft im Neuen Palais berichtet. Wieder hatte die Jugend schulfrei, an der Garnisonskirche stand eine hundertfünfzig Mann starke Ehrenkompanie der SA-Stabswache, Stabschef Röhm schritt sie ab, die Rituale des Vortags wurden wiederholt. Auf der linken Seitenhälfte eine rätselhafte Schlagzeile: «Mensch, nicht Raubtier».

R. K., derselbe Redakteur, der tags zuvor die Reportage über die triumphale Eröffnung des Staatsrats verfasst hatte, beginnt seinen Artikel mit drei Sätzen aus Oswald Spenglers Buch «Jahre der Entscheidung», das vier Wochen zuvor erschienen ist: «Der Mensch ist ein Raubtier. Ich werde es immer wieder sagen. All die Tugendbolde und Sozialethiker, die darüber hinaus sein oder gelangen wollen, sind nur Raubtiere mit gebrochenen Zähnen, die andere wegen der Angriffe hassen, die sie selbst weislich vermeiden.»⁴⁷ Für R. K. ist die Verschärfung der Raubtierthese 1933 durchaus angesagt; die «Sozialethiker» sind Niedergerungen, der Sieg der «weißen Rasse» ist greifbar nahe, die von Spengler gehasste «Masse» einer autoritären Elite unterworfen. Die vitalen Grundlagen sind gesichert, denn, wie es bei Spengler heißt, «etwas vom Barbarentum der Urzeit muß noch im Blute liegen, unter der Formenstrenge alter Kultur, das in schweren Zeiten hervorbricht»⁴⁸. Zustimmend referiert der Redakteur Spenglers Zeitdiagnose: Die großen Raubtiere, Heroen der Zeit, sind «edle Geschöpfe», deren Kraft nicht von der Moral geschwächt wird. «Alles, was mit Rousseau dem abendländischen Geist widerfahren ist: die gesamte geistesgeschichtliche Entwicklung des 19. Jahrhunderts war nach Spengler eine Sünde gegen jenes Naturgesetz, dem Raubtiere allein unterstellt sind.»

Spengler erkenne nicht, wirft R. K. ein, dass das Raubtierhafte sich in einem unablässigen Kampf mit «noble-
ren Regungen» befinde; dieser Antagonismus sei das «Lebenselement aller Kulturstaaten». Allerdings dürfe die kulturelle Zähmung den Geschöpfen der Natur nicht die Schwungkraft der Aggression nehmen. «Tiefpunkte der geistigen Konjunktur» müssten durchschritten werden. Die Verpflichtung auf christliche Grundsätze könne in Zeiten erbitterten Kampfes und Aufbaus zeitweise auf Eis gelegt werden, aber nicht für immer; denn der Weg des Raubtiers dürfe nicht mit Spengler zu Ende gegangen werden. Auch

Hitler habe vor kurzem in Nürnberg von «edler Vernunft» gesprochen.

Spenglers Raubtierthese wird also einerseits bestätigt, dann aber schränkt sie der Redakteur der «Frankfurter Zeitung» ein, indem er den Widerspruch zu «christlichen Prinzipien» hervorhebt, die er in Thomas Hobbes' Staatsgedanken besser aufgehoben sieht. Nicht auszuschließen, dass der Redakteur auch an den Preußischen Staatsrat die Erwartung knüpft, er könne aus dem «Tiefpunkt der geistigen Konjunktur» herausführen.

War es riskant für R. K., Spenglers Buch, das nach vier Wochen einen Verkaufsrekord erzielte (im September 1933 waren sechzigtausend Exemplare verkauft), etwas Positives abzugewinnen? R. K., das war Rudolf Kircher, als Journalist in der Weimarer Republik nicht unbekannt. Kurt Tucholsky lobte 1927 sein Buch «Fair Play», in dem Kircher den englischen Nationalcharakter aus dem Sport heraus erklärte. 1933 scheint Kircher der richtige Mann in der «Frankfurter Zeitung» gewesen zu sein. Seine Artikel geben Einblick in die ambivalente Haltung der Redaktion. In der Berichterstattung über den Gründungsakt des Staatsrats hatte Kircher sich regimefreundlich gezeigt; wusste er, dass die Partei eine Kampagne gegen Spenglers «Jahre der Entscheidung» starten würde? Hitler kam in Spenglers Buch nur als Schwellenfigur vor, die in absehbarer Zeit von größeren Cäsaren abgelöst werden würde. 1934 geißelte der Nationalsozialist Günther Gründel in seinem Buch «Jahre der Überwindung» Spenglers Menschenverachtung: «Spengler fordert seit Jahren von uns Deutschen, daß wir endlich hassen lernen sollten; aber es kommt darauf an – und wir alle wissen es –, daß wir vor allem *lieben* lernen ... An Stelle der Liebe zu Mensch und Volk und Kultur, die aus dem starken Denker einen großen Warner und Führer hätte machen können, setzte er aus herrschsüchtiger Eigenmacht die Entmutigungs- und Vernichtungswollust des

Menschenfeindes.»⁴⁹ Spengler selbst notierte in sein Tagebuch: «Wenn sie mir auf mein Buch hin immer das vorhalten, daß ich die Menschen verachte, während Hitler alle Menschen liebt, dann spricht das eher für mich.»⁵⁰

Die Gründung des Staatsrats und die Erwartungen, die an ihn geknüpft wurden, Spenglers Buch und der Kommentar in der «Frankfurter Zeitung» sind symptomatisch für das Ende der Frühphase des NS-Staats. Ähnlich wie Lenin 1917⁵¹ begünstigten die Nationalsozialisten in den ersten Monaten ihrer Herrschaft Gesetzlosigkeit, Anarchie in der Verwaltung und ein unübersichtliches Dickicht von Gewaltmaßnahmen, um die übernommenen sozialen Körperschaften durchzurütteln und alte politische Bande aufzulösen. So sollten günstige Bedingungen für eine totale Kontrolle der neuen politischen Führung geschaffen werden. Das war aus Spenglers Sicht eine notwendige, aus Sicht des Staatsratserfinders Popitz eine notwendig begrenzte Raubtierphase des Umsturzes. Bis zum Herbst 1933 sollte dieser Prozess abgeschlossen, das Vertrauen in das Können der älteren Beamten, Offiziere und Unternehmer wiederhergestellt sein. Hitler wollte die im Frühjahr und Sommer freigesetzten gewalttätigen Kräfte so schnell wie möglich zügeln. Die SA war ein entscheidender Teil der Revolution gewesen, nun aber war sie entbehrlich.

Zu diesem Zeitpunkt spielte Göring eine entscheidende Rolle. Als preußischer Innenminister erhielt er die Kontrolle über die preußischen Polizeikräfte, und er sorgte dafür, dass Einheiten der SA und der SS offiziellen Polizeistatus erhielten. Mit ihrer Hilfe konnte er den politischen Terror und die Säuberung des Verwaltungsapparats von republikanischen Kräften forcieren. Das Problem, das die Selbständigkeit des preußischen Staats darstellte, wurde gelöst, indem die meisten Ministerien mit denen des Reichs fusioniert wurden; Göring wurde als Ministerpräsident mit ein-

geschränktem Verantwortungsbereich installiert. Er schuf in Preußen die ersten Konzentrationslager und rief eine ihm unmittelbar unterstellte politische Polizei, die Gestapo, ins Leben. Zudem setzte er Sonderkommissare der SA ein, die die Umwälzung des preußischen Verwaltungsapparats bewerkstelligen sollten. Zwischen Februar und Juli hatte Göring das erreicht, was man von Verwirrung und Terror erwarten konnte. Hitler hatte sich auf den «Jakobiner des Umsturzes» verlassen können. Oppositionelle aller Art waren entfernt, mundtot gemacht oder umgebracht worden. Nun musste nur noch die Dynamik der gewalttätigen SA, deren Terrorismus Göring gefördert hatte, ausgebremst werden. Das geschah Ende Juni 1934 beim sogenannten Röhm-Putsch.

Die Möglichkeit eines SA-Putsches gegen den Einfluss des alten Offizierkorps und liberaler Wirtschaftler war 1934 zwar nicht aus der Luft gegriffen, es bestand jedoch keine akute Gefahr, weder von Seiten der SA noch von Seiten der Reichswehr. Göring stellte mit Himmler und Goebbels eine Liste derjenigen SA-Führer zusammen, die auf Hitlers Befehl in einem «präventiven Schachzug» liquidiert werden sollten.⁵² Die Aktionen, die später unter dem preußisch-stählernen Mantel der «Staatsnotwehr» verschleiert wurden, erhalten in der «Tageschronik» des Dritten Reichs den Charakter eines dramatischen Mafia-Unternehmens:

«30. Juni 1934. HITLER landet mit Goebbels und anderen um 4.30 Uhr in München, er fährt ins bayrische Innenministerium und reißt dem dorthin berufenen SA-Obergruppenführer SCHNEIDHUBER und dem SA-Gruppenführer SCHMIDT die Rangabzeichen ab; von dort fährt er um 5.30 Uhr weiter nach Bad Wiessee. Hier trifft er um 6.45 Uhr am Hotel «Hanselbauer» ein und lässt den ahnungslosen RÖHM verhaften («Du bist verhaftet»). Die übrigen SA-Führer werden ebenfalls aus dem Bett geholt und verhaftet. Alle werden ins Gefängnis München-Stadelheim ge-

bracht. Hitler läßt von München aus das Stichwort <Kolibri> nach Berlin durchgeben; dies ist für Göring ein Zeichen, Verhaftungen und Morde in Berlin zu beginnen. Die Generäle SCHLEICHER und VON BREDOW, sowie KAHR, Gregor STRASSER, Edgar JUNG, von BOSE, Erich KLAUSENER (Leiter der katholischen Aktion), Albert PROBST und andere werden ermordet. (...) Hitler befiehlt dem Kommandeur seiner Leibstandarte, Sepp DIETRICH, die in München-Stadelheim Inhaftierten zu erschießen (...). 1. Juli (Sonntag). Der abgesetzte und verhaftete Stabschef der SA, Ernst RÖHM, weigert sich, sich mit der ihm vorgelegten Pistole zu erschießen. Daraufhin erschießen ihn der Dachauer KZ-Kommandant EICKE und der Kommandant der Dachauer Wachmannschaften Michael LIPPERT (...).»⁵³

Im Tagesbefehl an die Reichswehr heißt es: «Der Führer hat mit soldatischer Entschlossenheit und vorbildlichem Mut die Verräter und Meuterer selbst angegriffen und niedergeschmettert.»⁵⁴ Es sind etwa neunzig Ermordete namentlich nachgewiesen, einige Forscher gehen aber von hundertfünfzig bis zweihundert Toten aus.

Die Entmachtung der SA, Trägerin der terroristischen Seite der Machtübernahme und selbst ernannter Kern eines «Volksheeres», wurde von Teilen der konservativen Funktionselite mit gemischten Gefühlen aufgenommen. Vertreter der nationalkonservativen Revolution waren liquidiert worden; die Ermordung von Erich Klausener belastete das Verhältnis zu den Katholiken. In der Bevölkerung dagegen erfreute sich die Mordaktion offenbar einiger Popularität. Mit Genugtuung registrierte man, dass es nun «denen an den Kragen ging, die zuvor die Bevölkerung durch ihr selbstherrliches Auftreten provoziert und nicht selten schikaniert und terrorisiert hatten».⁵⁵ Für einen Moment schien der Staat eine anarchische Kraft der Destruktion niedergehalten zu haben. Aber es handelte sich mitnichten um einen Fall von «Staatsnotwehr», wie Preußens Finanzminis-

ter Popitz in Einklang mit der offiziellen Begründung meinte.⁵⁶ Der Führer und seine Bande hatten Konkurrenten niedergemacht, ohne dass es ein Indiz für eine zweite Revolution gegeben hätte. Von Staatsräson konnte keine Rede sein.

Als Carl Schmitt 1938 sein Buch «Der Leviathan» schrieb, hatte er die Hobbes'sche Hoffnung, mit dem Staat die «Schrecken des Naturzustands» überwinden und die «Sicherheit des zivilen staatlichen Zustands» herstellen zu können,⁵⁷ aufgegeben. Nicolaus Sombart hat Schmitts «Leviathan» als einen «melancholischen Abgesang auf den Glauben an den <Souveränen Staat>» bezeichnet, nicht ohne hinzuzufügen, dass in ihn das Zugeständnis eingeflossen sei, «dass die Juden in Sachen Staat die Schlauerer gewesen sind».⁵⁸ Der Nazi-Konkurrent Otto Koellreutter, der Schmitts Entmachtung vorangetrieben hatte, schrieb denn auch in seiner Rezension «Leviathan und totaler Staat»: «Die Staatsauffassung von Hobbes hat unserer Zeit nichts mehr zu sagen.»⁵⁹

Die Gründung des Preußischen Staatsrats im September 1933 hätte ein Widerlager gegen die schnelle Zentralisierung des Führerstaats bilden können, wenn die von Göring geschaffene Institution Machtkompetenzen besessen hätte. Ihre Einrichtung signalisierte eine gewisse Konsolidierung der Verwaltung, beruhigte Teile der alten Elite, zähmte die Gauleiter und wurde von Hitler offensichtlich als Aushängeschild preußischer Seriosität drei Jahre lang toleriert. Mit dem Staatsrat schien ein gewisses Maß an Staatsnormalität zurückgekehrt zu sein. Finanzminister Popitz hoffte, ein Organ geschaffen zu haben, in dem die «Gesetze wahrer Staatlichkeit» walten würden.

Ein Zugang zum eigentlichen Machthaber, den Carl Schmitt sich in dieser Zeit erträumte, war über den Korridor des Staatsrats nicht zu gewinnen. Das sollte sich bald herausstellen.

[...]
[...]

Endnoten

- 1 Gottfried Benn: Zum Thema: Geschichte. In: Ders.: Sämtliche Werke. 7 Bde. Hg. von Gerhard Schuster und Holger Hof. Bd. IV: Prosa 2 (1933–1945). Stuttgart 1989, S. 292 f.
- 2 Bemerkung der Redaktion zum Erstdruck von Gottfried Benn: Zum Thema: Geschichte. Ebd., S. 689.
- 3 Brief an Egmont Seyerlen vom 27. Februar 1933. Die beste Darstellung des Verhältnisses von Gottfried Benn zum NS-Staat findet sich in Klaus Theweleit: Buch der Könige 2x/2y. Orpheus am Machtpol. Frankfurt am Main 1994. Vgl. auch Helmut Lethen: Der Sound der Väter. Gottfried Benn und seine Zeit. Berlin 2006, S. 133–181.
- 4 Gottfried Benn: Briefe. 8 Bde. Bd. V: Briefe an Elinor Büller 1930–1937. Hg. von Marguerite Schlüter. Stuttgart 1992, S. 202.
- 5 Vgl. Eberhard Straub: Die Furtwänglers. Geschichte einer deutschen Familie. München 2008, S. 210.
- 6 Ein nachgelassenes Konzept aus dem Jahr 1933. Zit. n. Herbert Haffner: Furtwängler. Berlin 2003, S. 171.
- 7 Straub: Die Furtwänglers, S. 216.
- 8 Eine genaue Darstellung findet sich bei Reinhard Mehring: Carl Schmitt. Aufstieg und Fall. Eine Biographie. München 2009, S. 288–299.
- 9 Zit. n. ebd., S. 298.
- 10 Zit. n. ebd.
- 11 Rundfunkansprache vom 28. Oktober 1933, zit. n. Jörg Hauptmann: Ferdinand Sauerbruch und das Dritte Reich. Plädoyer für eine differenzierte Betrachtung. http://www.maik-foerster.de/pdf/joerghauptmann-sauerbruch_dossier.pdf, S. 15.
- 12 Carola Stern: Auf den Wassern des Lebens. Gustaf Gründgens und Marianne Hoppe. Köln 2005, S. 115.

- 13 Vgl. ebd., S. 124.
- 14 Ebd., S. 114.
- 15 Klaus Mann: Mephisto. Roman einer Karriere (1936). Reinbek bei Hamburg 1980, S. 331.
- 16 Pawel Pepperstein (im Interview mit Ekatarina Degot): Dialog über die Scham. In: Körpergedächtnis. Unterwäsche einer sowjetischen Epoche. Österreichisches Museum für Völkerkunde in Wien. Wien 2003, S. 58–66.
- 17 Anne C. Nagel: Johannes Popitz (1884–1945). Görings Finanzminister und Verschwörer gegen Hitler. Eine Biographie. Köln / Weimar / Wien 2015, S. 118 f.
- 18 Völkischer Beobachter, Berliner Ausgabe, 16. September 1933.
- 19 Vossische Zeitung, Morgen-Ausgabe, 15. September 1933.
- 20 Frankfurter Zeitung, 16. September 1933.
- 21 Völkischer Beobachter, 16. September 1933.
- 22 Frankfurter Zeitung, 16. September 1933.
- 23 Dirk Blasius: Carl Schmitt. Preußischer Staatsrat in Hitlers Reich. Göttingen 2001, S. 99.
- 24 Eine umfassende Darstellung der Eröffnung des Staatsrats findet sich bei Blasius: Carl Schmitt, S. 94–103.
- 25 Kölner Universitätsprofessor Dr. Carl Schmitt in den Preußischen Staatsrat berufen. In: Westdeutscher Beobachter, 12. Juli 1933, S. 1. Dort auch die Namen der berufenen Mitglieder.
- 26 Carl Schmitt: Staat, Bewegung, Volk. In: Der deutsche Staat der Gegenwart. Heft 1. Hamburg 1933, S. 35 f.
- 27 Völkischer Beobachter, 16. September 1933. Es finden sich unterschiedliche Angaben zur Anzahl der Staatsräte zum Zeitpunkt der Gründung. Nicht alle sind hier abgebildet.
- 28 Vgl. Walter Benjamin: Kleine Geschichte der Photographie. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Hg. von Rolf

- Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Bd. II: Aufsätze, Essays, Vorträge. Frankfurt am Main 1977, S. 381.
- 29** Rudolf Arnheim: Der neue Spießer-Spiegel (Weltbühne 13, 1926). In: Ders.: Zwischenrufe. Kleine Aufsätze aus den Jahren 1926–1940. Hg. von Ursula Madrasch-Groschopp. Leipzig / Weimar 1983, S. 12.
- 30** Die im Folgenden genannten Merkmale entnehme ich Friedrich Märker: Symbolik der Gesichtsformen. Physiognomik und Mimik. Erlenbach-Zürich 1933.
- 31** Reinhard Mehring: Vom Staatsrat zum Führerrat? Carl Schmitts Staatsrats-Projekt von 1933. In: Zeitschrift für neuere Rechtsgeschichte 37 (2015), S. 243.
- 32** Ebd., S. 249.
- 33** Vossische Zeitung, Morgen-Ausgabe, 15. September 1933.
- 34** Mehring: Vom Staatsrat zum Führerrat?, S. 243.
- 35** Carl Schmitt: Glossarium. Aufzeichnungen aus den Jahren 1947 bis 1958. Erweiterte, berichtigte und kommentierte Neuausgabe. Hg. von Gerd Giesler und Martin Tielke. Berlin 2015, S. 252.
- 36** Vossische Zeitung, Morgen-Ausgabe, 15. September 1933.
- 37** Andreas Koenen: Der Fall Carl Schmitt. Sein Aufstieg zum «Kronjuristen des Dritten Reiches». Darmstadt 1995, S. 447.
- 38** Ebd., S. 443.
- 39** Den Wortlaut der Rede entnehme ich dem bereits zitierten Artikel aus der «Frankfurter Zeitung» vom 16. September 1933.
- 40** Ebd.
- 41** Die genaueste Recherche findet sich bei Blasius: Carl Schmitt, S. 86 ff.
- 42** Ebd.
- 43** Koenen: Der Fall Carl Schmitt, S. 436.
- 44** Wortlaut von Edgar Salin, zit. n. ebd., S. 437.

- 45** Mehrings These in Ders.: Vom Staatsrat zum Führerrat?
- 46** Niklas Frank: Der Vater. Eine Abrechnung. München o.J., S. 97.
- 47** Oswald Spengler: Jahre der Entscheidung. Deutschland und die weltgeschichtliche Entwicklung. Graz 2007, S. 173.
- 48** Ebd.
- 49** Günther Gründel: Jahre der Überwindung. Breslau 1934, S. 65 f. Zit. n. Frank Lissons Vorwort zu Spengler: Jahre der Entscheidung, S. 19.
- 50** Zit. n. ebd.
- 51** Ich folge einer These von Richard Overy: Hermann Göring. Machtgier und Eitelkeit. München 1986, S. 46 ff.
- 52** Overy: Hermann Göring, S. 58 ff.
- 53** Manfred Overesch: Das Dritte Reich 1933–1939. Eine Tageschronik der Politik, Wirtschaft, Kultur. Düsseldorf 1982, S. 144.
- 54** Ebd., S. 145.
- 55** Mathilde Jamin: Das Ende der «Machtergreifung». Der 30. Juni 1934 und seine Wahrnehmung in der Bevölkerung. In: Wolfgang Michalka (Hg.): Die nationalsozialistische Machtergreifung. Paderborn u. a. 1984, S. 207–219, S. 213. Zit. n. Koenen: Der Fall Carl Schmitt, S. 600.
- 56** Vgl. Schmitt: Tagebücher 1930 bis 1934, S. 461.
- 57** Carl Schmitt: Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes. Sinn und Fehlschlag eines politischen Symbols (1938). Hg. von Günter Maschke. Stuttgart 1982, S. 47.
- 58** Nicolaus Sombart: Jugend in Berlin 1933–1943. München 1984, S. 252.
- 59** Otto Koellreutter: Leviathan und totaler Staat. In: Reichsverwaltungsblatt, 17. September 1938, S. 805 f. Zit. n. Günter Maschkes Nachwort in Schmitt: Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes, S. 196.